Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 1 (1897)

Artikel: Die Preis-Novelle
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-574692

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

und Aufenthalte in Kunstzentren, der häufige und wiederholte Anblick von Kunstwerken aller Art und nicht zuletzt der Verkehr mit bedeutenden Menschen und Künstlern. Dazu gesellt sich ein beträchtlicher Freundeskreis, der in der Villa zu Interlaken ein- und ausgieng, sowie die ganze Atmosphäre einer gebildeten und gelehrten Lebensführung daselbst. Geist und Bildung haben die ihr angeborene Neigung zum Allegorischen und Symbolischen, das einen Zug nach dem sozusagen Philosophischen aufweist, zweifelsohne gemehrt und vertieft.

Gleich den Verhältnissen und der geistigen Welt, in der sie aufwuchs, bedeutet auch das ein Glück für sie, daß sie fern von dem oft gehetzten Kunsttreiben großer Städte und Bildermärkte in einem schönen Heim, in dessen stille Ruhe doch zu jeder Zeit die auslaufenden Wellen des Weltlebens anbranden können, ungestört und einer Priesterin gleich, sich ihren Inspirationen und Studien hinzugeben in der Lage ist. Das Bild „Partie im Park" zeigt einen Teil der Gartenanlagen, in denen sie sich zu ergehen liebt, „Winkel im Salon", ein meisterlich gezeichnetes und intim empfundenes Interieur der Villa mit dem Porträt der Mutter. Der freie Ausblick auf das Thal und die wunderbaren Farbenspiele an den einzig schönen Pyramiden der Jungfrau und des Mönchs gewähren der Künstlerin tägliche Labsal. Möge der Anhauch der nahen Hochgebirgswelt sie lange frisch erhalten und ihre Kunst nähren!

Die Preis-Novelle.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von **Jonathan**, Zürich.

(Fortsetzung).

Röschen schmiegte sich dichter an Max, als ob sie vor der heraufbeschworenen Gestalt des Missethäters Schutz suchen wollte. Ihr Vater bemerkte es und setzte mit einem Tone, wie sie ihn so strenge von ihm noch nie gehört hatte, hinzu: „Er hat seine Strafe vollauf verdient", dann nahm er den Faden seiner Erzählung wieder auf:

Nie wurde es bekannt, wohin ihn seine Sekundanten geschafft hatten. Er war von jenem Tage an verschwunden, nur ein Brief von ihm aus New York, der nach Wochen eintraf, bewies, daß er noch lebe. Er bat um Geld, das man ihm sandte, doch wohin er sich dann gewandt, hat man nie erfahren. Es war auch besser so, denn bei der Bilanz, am Jahresschluß, stellte es sich heraus, daß er aus der Kasse seines Chefs ein Vermögen veruntreut hatte.

Florrys Bruder machte daraufhin Hermann Mitteilung von dem Duell, indem er ihm nur sagte, die Veranlassung sei ein Wortwechsel gewesen, bei welchem aus Gassers Munde den Ruf der Schwester verletzende Aeußerungen gefallen wären. Den wahren Grund verschwieg er. Doch in Hermanns Kopfe dämmerte etwas von dem wirklichen Zusammenhange, da die bestochene Zofe den anderen Dienern des Hauses in einem Anfalle von Reue davon Mitteilung machte, daß Herr von Gasser sie stets reichlich beschenkt habe. Auch habe er ihr eingeschärft, vor Hermann ganz besonders auf der Hut zu sein. Das Geschwätz fand bald genug seinen Weg aus der Gesindestube.

Je klarer Hermann die Sachlage wurde, desto mehr festigte sich der Gedanke, Hamburg den Rücken zu kehren. Er beschloß, seinen alten Freund langsam mit dieser Idee vertraut zu machen, doch bei dem ersten Worte schon wurde der Rheder böse, zum ersten Male seit zehn Jahren. Er schalt Hermann einen Undankbaren und drang so lange in ihn, bis dieser ihm das feste Versprechen gab, zu bleiben. — — — Zu jener Zeit waren die beiden Freunde, die gemeinsam nach Hamburg gekommen waren, oft beisammen. Hermann beichtete dem andern seinen Seelenzustand, die Zweifel, die an ihm nagten, die Unruhe, die ihn erfülle.

Doch raten war da schwer. Er tröstete Hermann so gut und schlecht, als er konnte; in der Zukunft, sagte er, liege die Lösung. Sie kam rascher, als die Beteiligten erwarteten.

Der Rheder kam an jenem Abende verstimmt nach Hause und erzählte der Frau und Florry, Hermann hätte beabsichtigt, das Land zu verlassen. Die Ursache hätte er nicht ergründen können, und es habe ihn seine ganze Beredtsamkeit gekostet, ihn zum Bleiben zu bewegen. Florry sprach kein Wort, aber sie wurde geisterbleich.

Einige Tage darauf gab der Rheder eine glänzende Soiree. Mit schwerem Herzen entschloß sich Hermann daran teilzunehmen, und doch sehnte er sich wieder danach mit seinem ganzen Sein.

Er betrat das Haus wie ein Geistesabwesender, begrüßte flüchtig die Bekannten und zog sich, sobald er sich unbemerkt entfernen konnte, nach der Bibliothek zurück. Dort war er ganz ungestört, und nur das feine Parfüm der Einen umgab ihn, für die allein er nur noch lebte, denn sie weilte mit Vorliebe in jenem Saale.

Da hörte er leise Schritte in seiner nächsten Nähe, das Rauschen eines seidenen Kleides. Er wagte die Augen nicht zu erheben, aus Furcht, seine überhitzte Phantasie treibe ein furchtbares Spiel mit ihm. Aber als Florry seine Hand erfaßte und ihn kaum hörbar fragte, ob er für immer bleiben wolle, wenn sie ihn darum bäte, da schien es ihm, als ob der Himmel selbst sich aufgethan und eine Fülle endlosen Glückes sich über ihn ergösse. Er weinte vor Freude, er lachte, er gebärdete sich wie ein Kind. Er zog die liebliche Gestalt zu sich heran und wurde nicht müde zu fragen, ob er denn träume, sie solle ihn doch beim Ohr ziehen, damit er erwache, es könne doch wirklich nicht wahr sein. — — —

„Weiter, weiter, Papa!" drängte Röschen. Der glückliche Vater konnte sich eines fröhlichen Lächelns nicht erwehren, und auch die andern waren von der Ungeduld der jungen Braut erheitert. Max drückte ihr verstohlen die Hand und sagte leise: „Glücklicher war Hermann auch nicht, als ich es heute geworden!"

Papa Becker setzte fort:

Wie lange sie so verblieben, weiß Hermann nicht. Versunken war ihm die ganze Welt, er sah nur seine Florry und sein unermeßliches Glück. — —

Endlich giengen sie zusammen, sie an seinem Arme, zur Gesellschaft zurück. Hermann ließ, bevor sie den großen Saal betraten, durch einen Diener den Hausherrn dringendst ersuchen, ihm einige Minuten zu gönnen.

Ein Blick des alten Herrn genügte, und ein frohes Lachen, wie es seit dem Verluste seiner Söhne nimmer erschienen war, zog über sein Gesicht. Bewegt schloß er beide in die Arme.

Hermann begann zu sprechen. Er konnte nur sagen, er habe gegen seine Leidenschaft gekämpft mit der ganzen Kraft eines Mannes, denn der Rheder schnitt ihm das Wort ab, ergriff seine beiden Hände und erwiderte ihm, indem er ihm tief in die Augen blickte, dies sei sein innigster Wunsch gewesen, und er glaube, jetzt wieder ganz froh werden zu können. Er erkenne, daß die Milde des Allmächtigen ohne Grenzen sei, da er ihm einen solchen Ersatz geschenkt habe.

Dann reichte er Hermann und Florry je einen Arm, führte sie in den Saal, und teilte den Ueberraschten die Verlobung mit. Man gratulierte dem glücklichen Brautpaare von allen Seiten, denn es hatte nur Freunde.

Das war im Mai. Im September war die Hochzeit und eine glänzendere hat Hamburg wohl selten gesehen.

Drei Monate waren sie auf der Reise; auf den Weihnachtsabend war ihre Rückkehr projektiert. Sie waren in England und Frankreich, in Spanien und Italien. Wie sorglose Kinder zogen sie, nur sich selbst lebend, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land. Wo es ihnen gefiel, da blieben sie länger.

Schließlich nahte der Weihnachtsabend heran. Auch waren sie müde, und eine neue Freude bereitete ihnen die Vorbereitung zur Heimreise sowie die Aussicht, im eigenen Heime ihr stilles Glück weiter genießen zu dürfen. Von Rom brachen sie auf. Ohne Zwischenfall legten sie den ersten Teil des weiten Weges zurück, nur mit kleinen Unterbrechungen.

An der Schweizer Grenze bestieg gleichzeitig mit ihnen ein Fremder den Zug. Der Kondukteur fragte Hermann, der das ganze Coupé gemietet hatte, ob er etwas dagegen habe, wenn der Herr bis zur nächsten Station mitfahre; der ganze Zug wäre besetzt, da der Feiertage wegen der Andrang sehr groß sei. Es war keine Ursache vorhanden, dem Fremden Schwierigkeiten zu bereiten und Hermann willigte ein. Es war ein großer, distinguiert aussehender Mann, in einen schweren Pelz gehüllt, er hatte den Kragen hoch aufgeschlagen und trug eine dunkle Brille. Der Passagier war sehr bescheiden, lehnte sich in eine Ecke und schien zu schlafen.

Eine Stunde etwa mochte verflossen sein, seitdem man die Grenzstation verlassen hatte, da begab sich Hermann in den andern Wagen, um mit dem Kondukteur die Anordnungen für die Nacht zu treffen. Der Zug fuhr blitzschnell durch die verschneiten Wälder, Irrlichtern gleich tanzten die erleuchteten Wächterhäuschen vorbei. Da, plötzlich, ertönt das Signal der Notbremse, und der Zug hält mit einem Ruck.

Von einer unerklärlichen, schrecklichen Ahnung getrieben stürzte Hermann zu seiner Frau zurück, er sah, wie der Fremde sie an der rechten Schulter gepackt hielt und mit ihr vor der offenen Waggonthüre stand. Mit einem unartikulierten Wutschrei ließ der Mann sein ohnmächtiges Opfer los, als er Hermann bemerkte, und sprang mit einem Satze zur Thüre hinaus.

Es war so schnell geschehen, daß nicht Einer der Passagiere, die inzwischen aus ihren Waggons gestiegen waren, daran dachte, ihn zu verfolgen. Man brachte Florry bald zum Leben zurück. Ihre durch viele Leibesübungen gestählten Nerven waren kräftiger, widerstandsfähiger, als die deutscher Frauen. Sie erklärte, nur der plötzliche Ueberfall des Wahnwitzigen, denn nur ein solcher sei es gewesen, habe sie überrascht. Wie er ausgesehen, konnte sie nicht angeben. Sie hatte nur bemerkt, daß er — der hohe Pelzkragen war zurückgesunken, während er das Notsignal gab — ganz glatt rasiert gewesen sei, und eine breite tiefrote Narbe über der Wange hatte, wie ein alter Student.

„Gasser!“ überkam es Hermann mit schrecklicher Gewißheit. — Inzwischen hatte man versucht, Passagiere sowohl, als das ganze Zugspersonal, des Flüchtigen habhaft zu werden. Man folgte den im Schnee zurückgebliebenen Fußspuren bis in den Wald, dort aber verloren sie sich, da die Schneedecke vielfach unterbrochen war.

Es war unmöglich anzugeben, wohin sich der Verbrecher geflüchtet, das Signal zur Weiterfahrt wurde gegeben und die Reise fortgesetzt. Von der nächsten Station aus depeschierte man das Ereignis nach allen Richtungen, das Signalement des Schurken, soweit es sich feststellen ließ, wurde zu Protokoll gegeben: es war alles umsonst, die Bemühungen der Polizei blieben fruchtlos. — —

Frau Becker legte leise ihre Hand auf ihres Mannes Arm und bemerkte: „Gestatte, daß ich Dich unterbreche, aber es ist meine Pflicht als Hausfrau, für die Gäste zu sorgen.“

„Aber, Mama,“ meinte Röschen schmollend, „ich möchte so gerne weiter hören“.

„Na, na,“ lachte die Hausfrau, „Dein Bräutigam wird ja einen schönen Begriff von Dir bekommen, wenn Du ihn so vernachlässigst.“

„Nein, nein, Frau Becker! Mein Röselein kenne ich schon; 's ist gut und häuslich erzogen. Doch dem Papa müssen wir die Erholung gönnen.“

„Langweilt Euch die Geschichte?“ fragte der Erzähler, aber nicht böse, denn er sah, wie gespannt die kleine Zuhörerschaft ihm gefolgt war.

„Aber, Herr Becker! Aber, Papa!“ erscholl es einstimmig, worauf der freundliche Wirt bat, ihm eine kurze Rast zu gestatten, die allerseits zugestanden wurde.

Röschen zeigte zur großen Belustigung ihres Verlobten — und zu seinem Stolze — ihre prächtigen Anlagen zur künftigen Hausfrau, und bald war man um eine mit gar verlockenden Leckerbissen bestellte Tafel versammelt, und die Wünsche für fröhliche Feiertage wechselten ab mit denjenigen für das junge Brautpaar. Heitere Laune würzte die intime Feier, und die Fröhlichkeit der Verlobten steckte selbst den ernsten Julius an, so daß er, auf Röschens Bitten, sich zu einem gereimten Trinkspruche entschloß, worin er der Familie Becker in den liebenswürdigsten Worten gedachte.

Während die Herren sich ihre Cigarren ansteckten, gab Frau Becker Befehl, das Lokal zu schließen, und Röschen wandte sich an den Papa mit der Bitte um Fortsetzung seiner Erzählung, indem sie ihm mitteilte, an

welcher Stelle er stehen geblieben sei. Er schien seine Gedanken einen Augenblick zu sammeln, dann fuhr er fort:

Die kräftige, gesunde Natur Florrys schien jenes Ereignis leichter zu überwinden, als Hermann. Seine Ahnungen verschwieg er ihr, so kam es, daß sie am nächsten Tage schon mit Lächeln von dem Ueberfall sprechen konnte, dessen Ausgang ohne Hermanns rechtzeitiges Erscheinen unabsehbare Folgen hätte haben müssen. Aber in sein junges Glück war ein Schatten gefallen, den selbst Florrys sorgloses, heiteres Lächeln nicht vollkommen verscheuchen konnte. Er vermutete Verrat in den geringfügigsten Umständen, verdoppelte seine Sorgfalt für sein junges Weibchen, ließ Florry nicht einen Augenblick unbewacht. Sie dankte ihm im Stillen dafür, wenn sie auch — unbesorgt, wie sie vor der Gefahr war, die ihr drohte — bei sich glaubte, daß Hermann sich überflüssigerweise Sorgen mache.

Wenn er selbst verhindert war, sie zu begleiten, so folgte ihr auf ihren Morgenritten stets ein Reitknecht, auf ihren Ausgängen ein Diener in gemessener Entfernung.

Eine Woche nach ihrer Rückkehr von der Hochzeitsreise, am Neujahrstage, gründete Hermann mit einem bedeutenden Betrage in jener kleinen Stadt Rheinpreußens ein Heim für verwaiste Kinder, es ist das bekannte „Florence-Haus", in welchem seither viele Hunderte armer Kinder zu braven, tüchtigen Leuten herangebildet wurden. Das war vor fünfundzwanzig Jahren.

Im kommenden August genas Florry eines herzigen Knäbleins, dem der Name Wilhelm gegeben wurde. Das Glück der Eltern, die Freude des Rheders spotten jeder Beschreibung. — — — —

Nahezu zweiundeinhalb Jahre flossen dahin. Das Büblein wuchs prächtig und ähnelte der Mutter mit seinem rosigen Gesichtchen und seinem schwarzen Haar, und doch versprach es, kräftig zu werden, wie der Vater. Als es die ersten Worte stammeln lernte: ‚Papa' und ‚Mama', weinten die glücklichen Eltern in seliger Lust.

Wieder kam Weihnachten heran. Florry wollte noch einige letzte Einkäufe besorgen und fuhr mit dem Söhnchen und dem Kindermädchen aus. Es war ein bitterkalter, aber sonst schöner Winterabend. Eine schwere Menge von Gehenden und Fahrenden füllte die engen Straßen, lauter kauflustige, freudig gestimmte Menschen.

Vor einem eleganten, hell erleuchteten Geschäfte ließ Florry den Kutscher halten. Sie bedeutete ihm, daß sie nach wenigen Minuten zurück kehren und dann direkt nach Hause fahren würde. Der Mann war dessen froh, denn die Kälte begann sehr empfindlich zu werden.

Nach kurzer Zeit wurde der Schlag geöffnet, jemand stieg ein, und rasch wurde die Thüre geschlossen. Der Kutscher, dessen ganze Aufmerksamkeit auf seine Pferde und das Gewühl der Menschen gerichtet war, blickte sich kurz um, sah den Kopf des Kindermädchens in der wieder geöffneten Thüre und gleich darauf wieder im Wagen verschwinden, er verstand etwas, das er sich als den Befehl heimzufahren zurechtlegte und lenkte seinen Wagen nach Hause. Vorsichtig nur, in mäßigem Tempo konnte er auf den hartgefrorenen Straßen vorwärts kommen, und fest behielt er die dampfenden Pferde im Zügel.

Endlich langte er vor dem hell erleuchteten Palaste an. Von außen schon sah man den festlich geputzten Baum hinter den mächtigen Scheiben, glitzernd im Glanze der hundert Kerzen. Hermann war früher nach Hause gekommen, um Florry zu überraschen.

Eilig sprang der Portier herzu, um den einfahrenden Wagen der gnädigen Frau zu öffnen.

In militärischer Haltung stand er neben dem Wagen, die Mütze in der einen Hand, in der andern die Klinke der geöffneten Thüre. Doch niemand stieg aus. Er sah in den Wagen und — ein gräßlicher Schrei brach von seinen Lippen. Er fuhr sich mit der Hand nach dem Herzen, als ob es versagen wollte. Mit einem Sprunge war der Kutscher vom Bock und auch ihm entrang sich ein Schrei des Entsetzens.

Im Wagen war weder die gnädige Frau, noch das Kind, nur das Mädchen lag regungslos am Boden, das Gesicht mit den starren Augen nach oben gekehrt, mit einer klaffenden Wunde am Halse, eine Leiche! — —

Atemlos lauschte der kleine Kreis um den Erzähler. Nach einer kurzen Pause setzte er fort:

Hermann hatte den Wagen vorfahren gehört und gleich darauf, in rascher Folge, den zweimaligen, schrecklichen Schrei. Er stürzte hinunter wie ein Gehetzter und kam im selben Momente an, als ein zweiter — gemieteter — Wagen eilig durchs Thor fuhr. Darinnen lag, ihrer Sinne nicht mächtig, seine Frau mit geschlossenen Augen in einer tiefen Ohnmacht. Von dem Kinde keine Spur!

Er trug die Besinnungslose hinauf, bettete sie auf das Sopha neben dem funkelnden Weihnachtsbaum, rief sie mit den zärtlichsten Namen. Dazwischen eilte er wieder hinunter und starrte ratlos auf die schreckliche Leiche, umstellt von der fassungslosen Dienerschaft. Inmitten der furchtbaren Verwirrung fiel es niemand ein, nach einem Arzt zu senden, nach der Polizei, nach einem helfenden Freunde. Da erschollen gellende Laute durch den Flur. Florry war zur Besinnung gelangt und kam jammernd mit dem Rufe: „Mein Kind! Mein Wilhelm!" die Treppe herunter. Scheu wichen die Leute zur Seite. Sie erblickte die Tote und fiel mit einem erstickten Schluchzen über die Gestalt.

Diesmal konnte sie Hermann nicht mehr hinauftragen. Von zwei Dienern gestützt wurde er hinaufgeleitet, während der Portier mit Hilfe eines Mädchens Florry vorantrug. Ein anderes Mädchen hatte so viel Fassung bekommen, um nach dem Arzte zu eilen.

Unter dessen Händen erholte sich Hermann bald, er sandte nach der Polizei, die sofort nachzuforschen begann und sich mit dem Kutscher nach jenem Geschäfte begab, in dem die junge Frau die letzten Einkäufe besorgt hatte.

Die Angestellten sagten aus, daß die gnädige Frau nach dem Verlassen des Lokales ihren Wagen benützen wollte, sie habe den Portier des Geschäftes, dem das Amt oblag, die Equipagen heranzurufen, nach der ihrigen gesandt, sie sei jedoch nicht zu finden gewesen. Da habe einer der Kutscher, dem der Wagen bekannt war, gemeldet, er sei vor wenigen Minuten weggefahren, nachdem ein schwarzbärtiger Herr eingestiegen war. Die Dame hätte daraufhin sofort eine Droschke genommen und sei in der größten Aufregung nach Hause gefahren. Mehr war nicht bekannt, und der Polizeibeamte eilte nach Hermanns Hause zurück. Dort hatten mittler-

weile zwei andere Beamte den Thatbestand aufgenommen, es war nach dem Bezirksarzte entsandt worden, und während der zuerst herbeigerufene Doktor sich mit Florry beschäftigte, untersuchte der andere die Wunde des unglücklichen Opfers und die Beamten den Wagen. Sie fanden nichts, das ihnen irgendwelchen Anhaltspunkt geben konnte.

Florrys Zustand war gleich von Anfang an sehr gefährlich. Der Arzt, der noch in derselben Nacht einen hervorragenden Spezialisten kommen ließ, scheute sich, Hermann seine aussichtslosen Bemühungen bekannt zu geben. Es that ihm in der Seele wehe, den unfaßbaren Schmerz des Mannes zu sehen, der durch ein himmelschreiendes Verbrechen zugleich des einzigen Kindes und heißgeliebten Weibes beraubt werden sollte.

Florry raste im Fieber: „Wilhelm!“ schrie sie, „mein Kind! Er will Dich rauben, weil ich ihn nicht lieben konnte!“ Dann begann sie schluchzend nach Hermann zu rufen, versicherte ihm, daß sie nur ihn allein liebe, auch wenn Anton ihr nur Schlechtes von ihm berichte.

Dann wieder fuhr sie jäh auf und kreischte: „Er ist's, er ganz allein! Hier an der Schulter packt er mich! — Oh, die furchtbare Narbe!“ In der Hitze des schrecklichen Fiebers erinnerte sie sich der Begegnung mit jenem Fremden vor nunmehr drei Jahren.

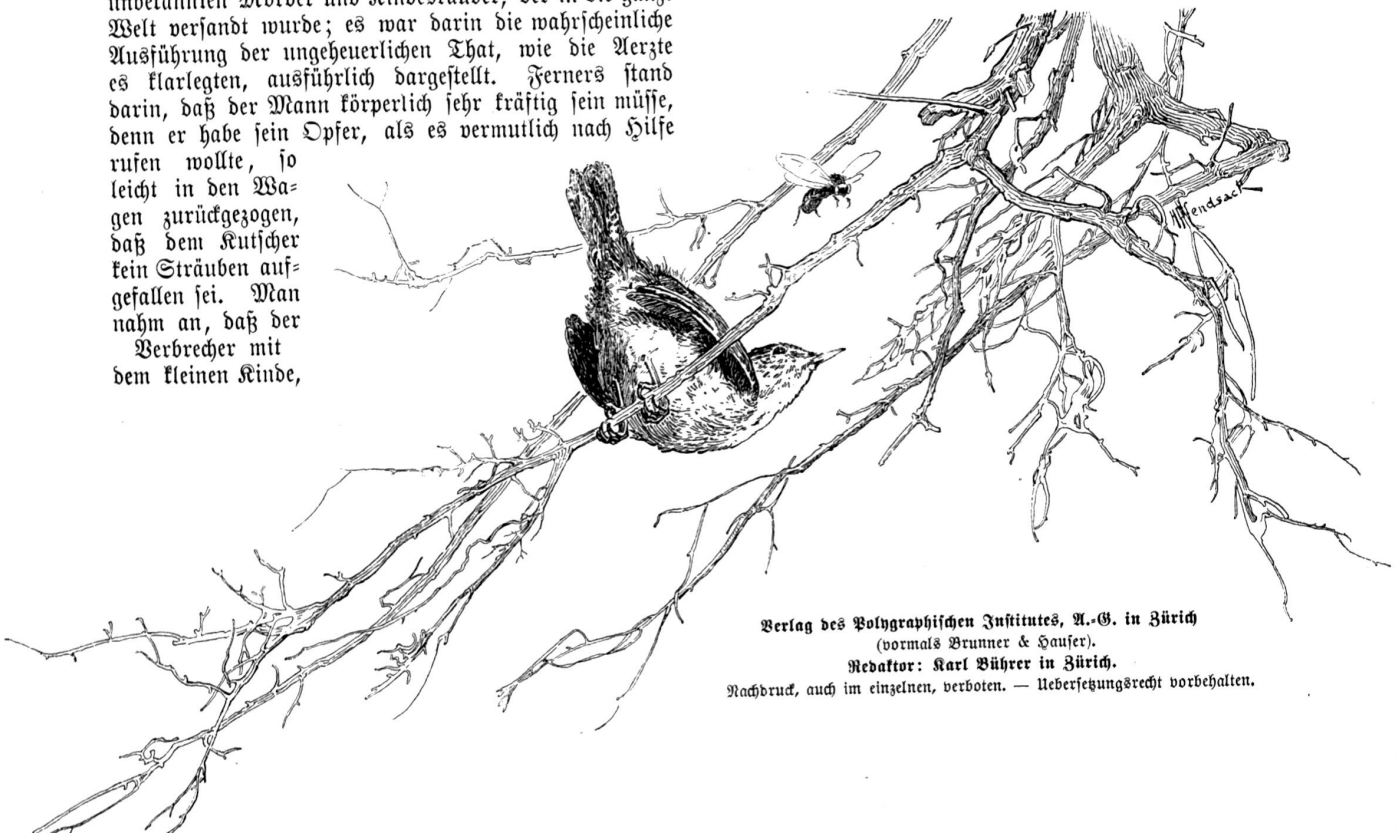
Fruchtlos war der Aerzte Zureden, daß Hermann sich Ruhe gönnen möge. Die Natur, sagten sie, müsse ihren Lauf gehen, und die Wartung der Kranken liege in bewährten Händen. Er wich nicht vom Krankenlager; nur wenn sie schlummerte, dann stahl er sich zur Polizei, um stets dasselbe verneinende Kopfschütteln der Beamten zu sehen, die mit dem Manne Mitleid hatten; oder er irrte in den Straßen Hamburgs umher, er besuchte die verrufensten Matrosenkneipen, um eine Spur seines geraubten Kindes zu finden. Es war alles umsonst. Seine Bemühungen und die der Polizei blieben erfolglos, auch nicht der leiseste Anhaltspunkt ergab sich. Die Polizei konstruierte einen Steckbrief nach dem unbekannten Mörder und Kindesräuber, der in die ganze Welt versandt wurde; es war darin die wahrscheinliche Ausführung der ungeheuerlichen That, wie die Aerzte es klarlegten, ausführlich dargestellt. Ferners stand darin, daß der Mann körperlich sehr kräftig sein müsse, denn er habe sein Opfer, als es vermutlich nach Hilfe rufen wollte, so leicht in den Wagen zurückgezogen, daß dem Kutscher kein Sträuben aufgefallen sei. Man nahm an, daß der Verbrecher mit dem kleinen Kinde, das geknebelt gewesen sein mochte, den Wagen nur in einem der vornehmern Viertel, in dem es keine Läden gab, vielleicht an einer Ecke, verlassen haben mußte, da der Kutscher an solchen Stellen besonders vorsichtig zu fahren hatte. Hermann setzte schließlich auf die Auffindung des Thäters oder des Kindes, ja schon auf jeden Anhaltspunkt eine fürstliche Belohnung aus, eine Leibrente von tausend Mark jährlich. Aber nichts ergab sich, man stand vor einem undurchdringlichen Geheimnis.

In Zirkularen, die sich die internationalen Detektiv-Institute, Scotland-Yard in London an der Spitze, zusandten, war sogar angeführt, daß sich der Verdacht auf einen gewissen Anton von Gasser lenke, dessen besondere Kennzeichen eine Narbe an der Wange und das Fehlen des rechten Auges sei, und daß der schwarze Bart, den jener Kutscher gesehen haben wollte, vermutlich falsch war. Wie Bluthunde folgten die Detektive jeder geringsten Spur, die sie auf die richtige Fährte zu führen schien. Zahlreiche Verhaftungen erfolgten, aber die einen der im Verdachte Stehenden konnten ein Alibi nachweisen, die andern mußten aus Mangel an Beweisen freigelassen werden.

Unterdessen sah Florry ihrer Auflösung entgegen. Die Kunst der Aerzte prallte ab an dem ehernen, unrüttbaren Walten der Natur. Sie konnten ihre Leiden lindern, den letzten, traurigen Moment etwas hinausschieben, aber das entfliehende Leben aufzuhalten, waren sie nimmer imstande.

Vier Tage und Nächte dauerte das Ringen der Kranken, dann schien sie plötzlich das Bewußtsein wieder erlangt zu haben, sie tastete nach der Hand ihres Mannes, der weinend und schluchzend an ihrem Bette saß, sie lispelte: „Hermann! Mein armer, verlassener Hermann! Fasse Dich! Ich fühle es, es ist mit mir zu Ende. Und unsern Wilhelm, unser heißgeliebtes Kind, hast Du durch mich verloren! Vergieb mir, Hermann! — Wie wirst Du's denn tragen? — — So — ganz einsam — — —“, dann sank ihr schöner bleicher Kopf mit einem himmlischen Lächeln zurück: sie war nicht mehr. —

(Schluß folgt.)



Verlag des Polygraphischen Institutes, A.-G. in Zürich
(vormals Brunner & Hauser).
Redaktor: Karl Bührer in Zürich.
Nachdruck, auch im einzelnen, verboten. — Uebersetzungsrecht vorbehalten.

PHOTOPOLYCHROMIE: POLYGRAPH. INSTITUT. ZÜRICH

Am Walensee.

Photogr. Aufnahme von E Juncker, Davos-Dorf.